

## 2 Familie, Pluralisierung der Familienformen und Familiensysteme

### 2.1 Was ist Familie? – Versuch einer Definition des Begriffs „Familie“

Nicht nur in der Alltagssprache sondern auch in der Wissenschaft – sogar innerhalb verschiedener Disziplinen, wie beispielsweise der Psychologie oder der Soziologie – gibt es keine einheitliche Definition des aus dem Lateinischen (familia: Hausbestand) stammenden Begriffs „Familie“. So verwenden die einen den Begriff nur dann, wenn Kinder aus einer Ehe hervorgegangen sind, andere verstehen auch kinderlose Ehepaare darunter. Wieder andere binden ihre Definition nicht nur an die Institution Ehe (Nave-Herz, 2006).

Die *biologische Begriffsbestimmung* bezieht sich ausnahmslos auf die Blutsverwandtschaft. Hingegen beinhaltet die *rechtliche Definition* zusätzlich zur biologischen auch die durch Adoption begründete Elternschaft (Hofer, 2002). Um in einer *soziologischen Definition* den vielfältigen Erscheinungsformen von Familie gerecht zu werden, muss bei der Begriffsbestimmung ein hohes Abstraktionsniveau angesetzt werden, damit keine historische Veränderung von vornherein ausgeschlossen wird (Nave-Herz, 2009). Hierfür scheint eine strukturtheoretische Definition besonders geeignet, die kulturübergreifend davon ausgeht, dass Familien, als relativ stabile und konstante Beziehungsnetze, Kommunikationssysteme sind, welche besondere Merkmale aufweisen (Ecarius, Köbel & Wahl, 2011). Diese konstitutiven Merkmale von Familie sind laut moderner Familienforschung (vgl. Ecarius et al., 2011; Nave-Herz, 2006, S. 30 ff):

- die biologische und soziale Doppelnatur, indem sie die Reproduktion übernimmt und durch die Sozialisation die Integration der Kinder in die Gesellschaft ermöglicht,
- die Generationsdifferenzierung (Urgroßeltern, Großeltern, Eltern, Kinder) sowie
- das einzigartige Kooperations- und Solidaritätsverhältnis, welches eine eindeutige Rollenstruktur (z. B. Mutter, Vater, Tochter oder Sohn) determiniert.

Diese sozialwissenschaftliche Begriffsbestimmung von Familie kann mit der psychologischen Perspektive noch erweitert werden: Die in der Psychologie wahrscheinlich am häufigsten verwendete Definition (z. B. Fuhrer, 2009; Pinquart & Silbereisen, 2007) von Familie ist die *sozialpsychologische Definition* von Schneewind (1999). Dieser betrachtet Familie als ein intimes Beziehungssystem dessen

„gemeinsamer Lebensvollzug“ sich durch

- Abgrenzung (d. h. die „raumzeitliche“ Abhebung von anderen Personen und Gruppen nach bestimmten Regeln in wechselseitiger Bezogenheit),
- Privatheit (d. h. in einem umgrenzenden Lebensraum, wie z. B. eine Wohnung, in welcher ein Verhaltensaustausch stattfindet),
- Dauerhaftigkeit (d. h. der auf längerfristige Gemeinsamkeiten angelegte Zeitrahmen) und
- Nähe (d. h. in physischer, geistiger und emotionaler Intimität)

von anderen sozialen Beziehungssystemen unterscheidet (Schneewind, 1999).

Diese Definition der Familie, die den Aspekt privater, dauerhafter und intimer Beziehungen zwischen Menschen in den Fokus nimmt, lässt verschiedene Familienformen, wie psychologische, rechtliche oder alternative Familientypen zu, aber auch familienähnliche Lebensformen, wie z. B. SOS-Kinderdorf-Gemeinschaften (Hofer, 2002). Hingegen ist aufgrund des fehlenden Vorhandenseins des Merkmals verschiedener Generationen aus entwicklungs- und pädagogisch-psychologischer Perspektive dieser Familienbegriff zu weit gefasst, da er somit auch dauerhaften Beziehungsformen ohne Kinder, wie z. B. Wohngemeinschaften, Nachbarschaften oder Freundschaften umschließt. Dies berücksichtigt die *entwicklungspsychologische Definition* von Petzold (1999), da sie Familie als soziale Beziehungseinheit bezeichnet, welche sich nicht nur durch Intimität, sondern auch durch ebendiese intergenerative Beziehungen auszeichnet. Hofer (2002) bemängelt hier jedoch das Fehlen der familiären Leistung bewusster Erziehung und nicht bewusster intendierter Sozialisation und fügt diesen Aspekt in einer *pädagogisch-psychologischen Definition* hinzu. In dieser wird Familie als „eine Gruppe von Menschen [verstanden], die durch nahe und dauerhafte Beziehungen miteinander verbunden sind, die sich auf eine nachfolgende Generation hin orientiert und die einen erzieherischen und sozialisatorischen Kontext für die Entwicklung der Mitglieder bereitstellt“ (Hofer, 2002, S. 6). Obgleich die pädagogisch-psychologische Definition sowohl Familien mit Kindern umfasst, als auch Partnerschaften, die eine Erweiterung durch Kinder anstreben, zugleich Familie unabhängig vom Verheiraturungsstatus der Partner betrachtet, ist auch sie Kritik ausgesetzt: Einerseits führt Schneewind (1997) und Hofer (2002) selbst an, dass das Kriterium „enge Beziehung“ schwierig ist, da es sicherlich Familienbeziehungen gibt, die sich nicht nahe stehen oder nicht nahe stehen können, da sie eine große räumliche Distanz zueinander haben. Andererseits können hier, aber auch schon in der *entwicklungspsychologischen Definition*, Probleme mit dem Begriff „generationenübergreifend“ auftreten, da es zugleich generationenübergreifende Bezie-

hungen gibt, die nicht unter den gebräuchlichen Familienbegriff fallen (z. B. Lehrer-Schüler-Freundschaften), indessen andere intergenerationale Beziehungen (z. B. Geschwisterbeziehungen) sehr wohl unter diesen Begriff zu fassen sind (Schneewind, 2010). Aufgrund dessen schlägt Schneewind (2010) vor, die spezifischen Mitglieder der Familie zu benennen, was er in seiner etwas umfangreicheren *familienpsychologisch inspirierten Definition* umsetzt:

Familien sind biologische, soziale oder rechtlich miteinander verbundene Einheiten von Personen, die – in welcher Zusammensetzung auch immer – mindestens zwei Generationen umfassen und bestimmte Zwecke verfolgen. Familien qualifizieren sich dabei als Produzenten gemeinsamer, u. a. auch gesellschaftlich relevanter Güter (wie z. B. die Entscheidung für Kinder und deren Pflege, Erziehung und Bildung) sowie als Produzenten privater Güter, die auf die Befriedigung individueller und gemeinschaftlicher Bedürfnisse (wie z. B. Geborgenheit und Intimität) abzielen. Als Einheiten, die mehrere Personen und mehrere Generationen umfassen, bestehen Familien in der zeitlichen Abfolge von jeweils zwei Generationen aus Paar-, Eltern-Kind- und gegebenenfalls Geschwister-Konstellationen, die sich aus leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefeltern (Parentalgeneration) sowie leiblichen, Adoptiv-, Pflege- oder Stiefkinder (Filialgeneration) zusammensetzen können.

(Schneewind, 2010, S. 35)

Da diese Definition neben dem generationalen Aspekt, die Eltern- und Geschwisterdimensionen als auch die im Siebten Familienbericht (Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend BMFSFJ, 2006) vorgeschlagenen Zwecke von Familie als Produzenten gemeinsamer und privater Güter beinhaltet, ist sie eine geeignete Arbeitsgrundlage für die vorliegenden Studien. Mit den Definitionen von Familie kann man zwar die kulturübergreifenden Merkmale herausarbeiten, die – teils bereits dargestellten – mannigfaltigen Erscheinungsformen werden jedoch nicht berücksichtigt. Aus diesem Grund wird im Folgenden ein kurzer historischer Überblick der Entwicklung von Familie in der Moderne in Deutschland mit aktuellen Zahlen dargestellt (eine detaillierte Darstellung seit der Vormoderne findet sich in Ecarius et al., 2011).

**Exkurs: Familienformen**

Familienformen lassen sich laut Nave-Herz (2006, S. 33 ff) anhand folgender fünf Kategorien unterscheiden:

1. nach dem Familienbildungsprozess (z. B. Eltern-Familie aufgrund biologischer Elternschaft, Adoptionsfamilie, Pflegefamilie, Inseminationsfamilie),
2. nach der Zahl der Generationen (z. B. Zwei-Generationenfamilie – Kernfamilie, erweiterte Familie – Haushaltsgemeinschaft von mindestens zwei Generationen und weiteren Einzelpersonen, Joint family – mehrere seitenverwandte Kernfamilien),
3. nach der Rollenbesetzung in der Kernfamilie (z. B. Elternfamilie, Ein-Elternfamilie, Polygame Familie),
4. nach dem Wohnsitz (z. B. neolokale Familie – Kernfamilie bestimmt unabhängig von Herkunftsfamilie den Wohnort vs. patrilokale/matrilokale Familie, bilokale Familie – Pendlerfamilie, Living-Apart-Together (LAT, Familie lebt in zwei getrennten Haushalten) und
5. nach der Erwerbstätigkeit der Eltern (z. B. ein Elternteil erwerbstätig, der andere Vollzeithausfrau/mann, Dual-Earner-Family – beide erwerbstätig bzw. teilzeiterwerbstätig, Dual-Career-Family – beide Ehepartner streben eine Berufskarriere an oder sind bereits in beruflichen mittleren bzw. Spitzenpositionen tätig).

## 2.2 Familie in der Moderne: Zwischen Veränderung und Beständigkeit

Familie ist seit den 1960er-Jahren in Deutschland und in anderen hochentwickelten Industriegesellschaften andauernden Wandlungsprozessen unterworfen (Peuckert, 2008). Das traditional-bürgerliche Familienbild von zwei heterosexuellen Partnern, die legal verheiratet in permanenter Ehe und in sexueller Exklusivität in einem Zwei-Personenhaushalt mit ihren Kindern zusammenleben, wobei der Ehemann und Vater als primärer Verdienener für den Lebensunterhalt der Familie sorgt, ist in einer Fülle nicht-traditioneller Varianten ausdifferenziert. So lassen sich heutzutage verschiedenste Familienformen jenseits der traditionellen Familie mit verheirateten Eltern und Kind(ern) finden (Grusec, 2011; Kapella, Rille-Pfeiffer, Rupp & Schneider, 2009). Es liegt daher die Frage nahe, ob sich die Institution Ehe bzw. Familie in der Krise befindet oder ob das System Familie weiterhin Kontinuität und Stabilität aufweist.

Betrachtet man die Zahlen der Eheschließungsstatistik ist eine deutliche Reduktion der Eheschließungen seit den 1950er-Jahren zu beobachten. Während es 1950 10,8 Eheschließungen je 1.000 Einwohner (rohe Eheschließungsziffer) waren, so waren es 2011 nur noch 4,6 Eheschließungen je 1.000 Einwohner. Im Jahr 2010 lebten in Deutschland 18,2 Millionen Ehepaare. Knapp 81 % davon wohn-

ten im früheren Bundesgebiet ohne Berlin-West und rund 19 % in den neuen Ländern und Berlin. Seit 1996, als noch insgesamt 19.6 Millionen Ehepaare in Deutschland lebten, ist die Zahl der Ehepaare bis zum Jahr 2010 damit um gut 7 % gesunken (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2012).

Entsprechend veränderte sich auch die Einstellung zur Ehe: In einer repräsentativen Befragung von 20- bis 65-Jährigen in Deutschland (deutsche Population Policy Acceptance Study; PPAS) gibt die Hälfte an, der Rückgang der Eheschließungen sei weder positiv noch negativ. Man kann hier folglich von einer Gleichgültigkeit gegenüber der Thematik Ehe sprechen. Zusätzlich halten ca. 25 % der Befragten die Institution Ehe als überholt. Vor allem bei den jüngeren Teilnehmern ist der Ablehnungstrend besonders ersichtlich. Knapp 40 % der unter 30-Jährigen distanzieren sich von der aus ihrer Perspektive überholten Einrichtung (Dorbritz, 2004). Dieser Befund entspricht auch den Ergebnissen des österreichischen Generations and Gender Survey (GGS) 2008/2009, in welchem ebenfalls die jüngeren Kohorten am ehesten die Institution Ehe in Frage stellen (Neuwirth & Wernhart, 2011). Entsprechend bezeichnen auch 50 % der in der Shell-Jugendstudie (Albert, Hurrelmann, Quenzel & TNS Infratest Sozialforschung, 2010) befragten 2.604 Jugendlichen im Alter von zwölf bis 25 Jahren heiraten als „out“. Gleichwohl geben hier 71 % der Jungen und 81 % der Mädchen an, zu glauben, man brauche eine Familie, um glücklich zu sein (Leven, Quenzel & Hurrelmann, 2010).

Neben den sinkenden Heiratszahlen ist in den letzten Jahren in Deutschland zusätzlich eine Verschiebung des Erstheiratsalters nach hinten zu verzeichnen. Während das Erstheiratsalter lange Zeit mit dem Erstgebärendenalter verknüpft war, sind inzwischen die beiden Lebensereignisse weitgehend unabhängig voneinander, obwohl vor allem in Westdeutschland weiterhin ein Zusammenhang zwischen Elternschaft und Ehe besteht (Schneider & Dorbritz, 2011). Im innereuropäischen Vergleich sind deutliche Unterschiede zu verzeichnen: Wohlfahrtsstaaten, wie beispielsweise die skandinavischen Länder, haben das höchste durchschnittliche Erstheiratsalter. In osteuropäischen Ländern heiraten Paare hingegen mit wesentlich niedrigerem Alter (Beier, Hofäcker, Marchese & Rupp, 2010). Trotz rückläufiger Eheschließungsziffern und Verschiebung des Erstheiratsalters hat sich die Zahl der Ehescheidungen leicht erhöht: 1950 waren es 1.9 je 1.000 Einwohner und 2011 2.3 je 1.000 Einwohner (Statistisches Bundesamt Deutschland).

Auch die Geburtenziffern sind in Deutschland sinkend: 1950 kamen 1.116.701 Kinder zur Welt, dies entspricht 16.1 Geburten pro 1.000 Einwohner. Danach stieg die Zahl der Geburten mit dem sogenannten „Baby-Boom“ kontinuierlich an,

bis sie im Jahr 1964 ihren Höchststand erreichte. In den darauf folgenden Jahren wurden es aufgrund der Verbreitung der Anti-Baby-Pille und der veränderten Einstellung zur Familie (Pötzsch, 2007) mit jedem Jahr weniger Geburten. 2009 war es mit 665.126 Geburten (8.1 Geburten pro 1.000 Einwohner) die niedrigste Geburtenziffer seit 1950 (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2011a). 2010 gab es mit 677.947 geborenen Kindern (8.3 Geburten pro 1.000 Einwohner) wieder ein leichter Geburtenanstieg um 1.9 % im Vergleich zum Vorjahr zu verzeichnen (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2012). 2011 und 2012 waren es hingegen mit 662.685 und 673.544 Geburten wieder etwas weniger (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2013). Die durchschnittliche Kinderzahl je Frau seit 1990 mit rund 1.4 relativ stabil (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2011a). Aufgrund dieser geringen Geburtenzahl, die weltweit<sup>1</sup> eher zu den geringeren zählt, wird Deutschland inzwischen als Niedrig-Fertilitätsland bezeichnet (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 2011a; Schneider & Dorbritz, 2011). Zudem bleibt eine immer größere Menge an Frauen in Deutschland völlig kinderlos und das Alter, in welchem Frauen ihr erstes Kind bekommen, steigt – wie in den übrigen europäischen Ländern – seit den 1970er-Jahren konstant an (Beier et al., 2010). Die meisten Frauen bekommen derzeit ihr Kind mit 30 Jahren (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2013).

Betrachtet man die Familienformen mit Kindern in Deutschland, so nimmt, trotz rückläufigen Zahlen, die Gruppe der Familien, in welchen die Elternteile miteinander verheiratet sind, immer noch den größten Anteil ein (Statistisches Bundesamt Deutschland, 2011d). Wie sich die Familienformen mit Kindern in Deutschland in den Jahren seit 1996 bis 2010 verändert haben, zeigt eine Auswertung des Mikrozensus<sup>2</sup> (vgl. Abbildung 1).

---

<sup>1</sup> Die weltweit für 2011 geschätzte niedrigste Fertilitätsrate weist Macau mit 0.9 auf, die höchste liegt mit 7,6 in Nigeria.

<sup>2</sup> Der Mikrozensus, welcher 1 % der Bevölkerung befragt, ist die amtliche Repräsentativstatistik über die Bevölkerung und den Arbeitsmarkt in Deutschland.

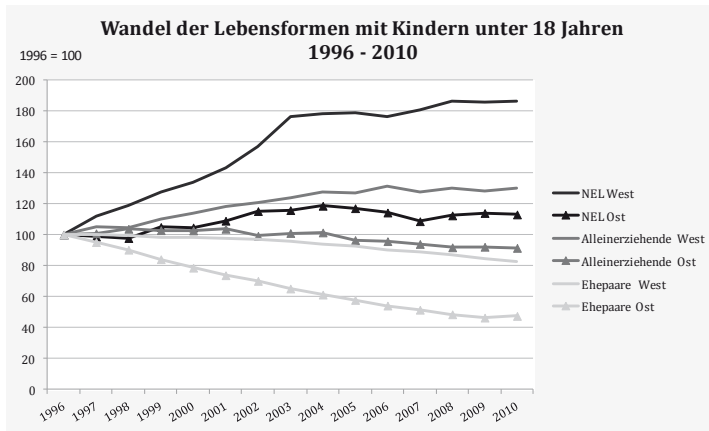


Abbildung 1: Wandel der Lebensformen mit ledigen Kindern unter 18 Jahren 1996–2010 (Quelle: Statistisches Bundesamt, Mikrozensus, eigene Berechnung und Darstellung)

Während sich die Gruppe der Alleinerziehenden im Mikrozensus, zu welchen alle Mütter und Väter zählen, die ohne Ehe- oder Lebenspartner/in mit ihren ledigen Kindern in einem Haushalt zusammenleben, trotz einem leichten Anstieg in Westdeutschland (1996: 1.306; 2010: 1.698) insgesamt seit 1996 wenig verändert hat (Ost: 1996: 551; 2010: 504), sind bei den nichtehelichen Lebensgemeinschaften und den Ehepaaren mit Kindern unter 18 Jahren deutliche Veränderungen zu erkennen: Nach einem Anstieg der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Ostdeutschland bis zum Jahr 2002, hat sich diese Gruppe seitdem auf einem stabilen Niveau eingependelt bzw. ist durch leicht sinkende Zahlen zu beschreiben (1996: 321; 2010: 363). In Westdeutschland ist die Gruppe der nichtehelichen Lebensgemeinschaften seit 1996 stetig ansteigend und hat sich von 1996 mit 323 Familien nach 2010 mit 602 Familien nahezu verdoppelt.

Anders als zu erwarten wäre, spiegelt sich der Anstieg der nichtehelichen Lebensgemeinschaften mit Kindern nicht direkt in den Zahlen der Ehepaare mit Kindern wider: Zwar ist sowohl in West- als auch Ostdeutschland diese Familienform generell rückläufig, dennoch ist der Rückgang in Westdeutschland von 1996 mit 10.528 Familien nach 2010 mit 8.678 Familien nicht so gewichtig, wie der Anstieg der nichtehelichen Lebensgemeinschaften. Vielmehr scheint in Ostdeutschland die Familienform mit verheirateten Eltern deutlich an Tragweite zu verlieren. Diese Gruppe hat sich im Mikrozensus von 1996 (2.568 Familien) nach 2010 (1.219 Familien) annähernd halbiert.

Bei der Interpretation dieser Zahlen ist zu beachten, dass der Mikrozensus unter

den nichtehelichen Paaren nur solche Paare berücksichtigt, die auch einen gemeinsamen Haushalt führen. Dies ist vor dem Hintergrund der ansteigenden Zahlen an Familien ohne gemeinsamen Haushalt (Living Apart Together, LAT) als problematisch zu beurteilen. Auswertungen des Generations and Gender Survey zeigen, dass inzwischen 7.3 % der 18- bis 70-Jährigen in Deutschland (unabhängig von vorhandenen Kindern) in einer Partnerschaft ohne gemeinsamen Haushalt leben. Diese Partnerschaften erweisen sich zwar nicht so stabil wie die Ehe, sind mit nichtehelichen Lebensgemeinschaften jedoch vergleichbar. 20 % der LAT-Beziehungen dauern länger als fünf Jahre an. Somit haben sich LATs inzwischen als dritte partnerschaftliche Lebensform gut etabliert (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, 2011b).

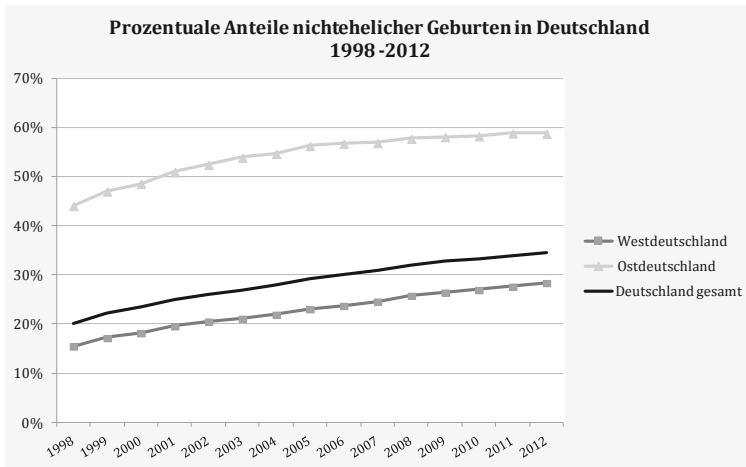
Diese Veränderungen der sinkenden Heiratszahlen, ansteigenden Scheidungs- und sinkenden Fertilitätsraten sowie der Anstieg an Singles, nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Alleinerziehenden, welche auch mit dem Begriff „zweiter demographischer Übergang“ bezeichnet werden, machen die Pluralisierung der Lebensformen in Deutschland deutlich. Oftmals wird diese Pluralisierung jedoch nur auf den Anstieg nichtehelicher Lebensgemeinschaften zurückgeführt und als „...‘bedeutungslose‘ legale Differenzierung zweier Lebensformen...“ (Brüderl, 2004, S. 10) beschrieben. Dies ist jedoch nicht richtig, da wie Brüderl (2004) zeigen konnte, die ansteigende Zahl an nichtehelichen Lebensgemeinschaften zwar zum Pluralisierungstrend beiträgt, den Rückgang der „Dominanz der Ehe“ jedoch nicht vollständig kompensieren kann.

Da sich die vorliegenden Studien vor allem auf nichteheliche Lebensgemeinschaften beziehen, wird im Folgenden nochmals gesondert auf diese Familienform eingegangen.

### **2.3 Entwicklung nichtehelicher Lebensgemeinschaften in Deutschland**

Wie bereits erläutert, ist die absolute Zahl der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Deutschland in den letzten Jahren stetig ansteigend (Schneewind, 2010). Auch im Verhältnis zu den ehelichen Geburten ist ein Anstieg von 1998 bis 2010 zu verzeichnen, wie es die Abbildung 2 zeigt.





*Abbildung 2: Prozentuale Anteile nichtehelicher Geburten in West- und Ostdeutschland (Quelle: Statistisches Bundesamt, eigene Berechnung und Darstellung)*

Trotz einheitlichem Anstieg der Nichtehelichenquoten in Deutschland ergeben sich deutliche Unterschiede zwischen Ost- und Westdeutschland. So liegt der Prozentsatz der nichtehelichen Kinder in Ostdeutschland seit 1998 (1998: 44.1 %; 2012: 58.8 %) kontinuierlich deutlich über dem Gesamtwert für Deutschland (1998: 20.0 %; 2012: 34.5 %); der Prozentsatz für Westdeutschland (1998: 15.5 %; 2012: 28.4 %) liegt hingegen unter dem Mittel Deutschlands. Auch in den einzelnen Bundesländern ist ein kontinuierlicher Anstieg der Nichtehelichenquoten zu verzeichnen, gleichwohl ergeben sich auch hier deutliche Unterschiede zwischen den Bundesländern (vgl. Langmeyer & Walper, 2013b). So sind seit 1998 in Baden-Württemberg prozentual die niedrigsten Nichtehelichenquoten zu verzeichnen (vgl. Tabelle 1). Die höchsten Quoten lagen lange Zeit in Mecklenburg-Vorpommern, welche inzwischen allerdings von Sachsen-Anhalt überholt wurden. Auch der höchste Prozentsatz 2012 in Westdeutschland liegt mit knapp 38 % in Schleswig-Holstein noch unter dem niedrigsten Prozentsatz in Ostdeutschland mit rund 50 % in Berlin.

*Tabelle 1: Prozentuale Anteile nichtehelich geborener Kinder in den Bundesländern Deutschlands 1998, 2005 und 2012 (Quelle: Statistisches Bundesamt)*

	1998	2005	2012
Baden-Württemberg	13.36	19.34	23.52
Bayern	15.19	22.50	27.15
Berlin	35.89	45.83	50.71
Brandenburg	48.55	59.34	61.90
Bremen	26.64	34.10	38.02
Hamburg	24.71	32.07	37.89
Hessen	15.14	21.71	27.09
Mecklenburg-Vorpommern	51.28	63.46	63.48
Niedersachsen	17.08	25.98	31.60
Nordrhein-Westfalen	14.75	22.73	28.58
Rheinland-Pfalz	13.96	22.48	27.67
Saarland	17.29	24.79	30.98
Sachsen	43.88	57.26	59.41
Sachsen-Anhalt	48.60	62.24	64.98
Schleswig-Holstein	20.87	29.78	37.99
Thüringen	44.43	58.03	60.97
Gesamt	20.01	29.18	34.50

Ob diese teils hohen Quoten an nichtehelichen Geburten darauf hinweisen, dass die Familienform der nichtehelichen Lebensgemeinschaften in Deutschland eine alternative Lebensform zur Ehe darstellt, bleibt zu bezweifeln. Denkbar ist eher, dass Nichtehelichkeit in Deutschland, wie beispielsweise von Seltzer (2004) beschrieben, als eine Vorstufe zur Ehe betrachtet wird. Dies bestätigt beispielsweise der Vergleich der Anteile an nicht miteinander verheirateten Elternpaaren bei der Erst- und Zweitgeburt. Während in Deutschland unter den Erstgeborenen der Anteil an nicht verheirateten Eltern besonders hoch ist (2010: 43 %), ist dieser bei der Geburt eines zweiten Kindes bereits deutlich geringer (2010: 24 % Statistisches Bundesamt Deutschland, 2012). Es wird demnach nur wenig Paare geben, die den nichtehelichen Typen nach Seltzer (2004) *Alternative zur Ehe* oder *Alternative zu Single* zuzuordnen sind.

Kiernan (2002) differenziert die Etablierung nichtehelicher Lebensgemeinschaften in Europa in vier verschiedene Stadien: Das ersten Stadium beschreibt nichteheliche Beziehungen als ein „Avantgarde-Phänomen“. Hier sind nichteheliche Beziehungen sehr selten anzutreffen und diejenigen nichtehelichen Partnerschaften nehmen eine Art Vorreiterrolle ein. Im zweiten Stadium, welchem auch (West-)Deutschland aufgrund der beschriebenen Befunde zugeordnet werden

Sorgerecht, Coparenting und Kindeswohl  
Eltern Sein in nichtehelichen Lebensgemeinschaften  
Langmeyer, A.N.  
2015, XX, 404 S. 51 Abb., Softcover  
ISBN: 978-3-658-07474-6